

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 253.

Donnerstag, 24. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Molitor tut einen tiefen Atemzug. „Das beruhigt mich außerordentlich.“

„Wieso? Dachten Sie denn, daß ich nach alledem anders handeln könnte?“

„Ich wußte es noch nicht sicher. Und nun wollen Sie fort? Für immer also? Und schon übermorgen?“

„Was sollen wir hier noch? Mein Onkel muß doch wieder zurück!“

„Sie wollten doch die Hungerfarm besichtigen, den australischen Busch lernen und das Farneleben! Warum kamen Sie denn nicht? Sie hätten doch Zeit genug gehabt?“

„Es hat sich manches geändert für Sie. Da dachte ich mir, ein Besuch unter solchen Umständen sei nur ein Zwang für Sie und die Einladung wohl nicht so ernst gemeint.“ Beide haben während dieser Erklärung das Teppichmuster studiert: kleine grüne Vögel auf blauen Blätterranken.

„Dann wiederhole ich die Einladung hiermit nochmals, Fräulein ter Steegen. Es ist jetzt draußen alles fertig. Sie haben noch den morgigen Tag. Wenn ich Ihnen das zumute, werden Sie einsehen, daß es Ernst ist.“

„Von mir aus — gern.“

„Vielleicht wundert es Sie“, — Askani Molitor sieht hierbei zur Seite, als befände sich Fräulein ter Steegen links von ihm statt rechts, und richtet seine Worte an die Luft — „daß ich darum bitte? Aber vergessen Sie nicht, daß wir doch viel miteinander gesprochen haben — daß Sie viel von mir wissen! Alles... Es kam daher, daß ich wohl das Gefühl hatte, Sie nähmen Anteil daran. Obwohl das anmaßend sein mag.“

„Nein — das ist es nicht! Es hat mich alles interessiert. Und ich habe auch sehr teilgenommen, Herr Molitor — glauben Sie nur!“

Molitor wendet ihr das Gesicht zu. Sein Blick ist weich und nachdenklich. „Ich wollte Sie noch etwas fragen, Fräulein ter Steegen: Haben Sie mit Herrn Matzenzie über mich gesprochen? Haben Sie in meiner Sache irgend etwas unternommen? Wegen des Terrains, meine ich?“

„Warum?“ fragt Juliane erschrocken.

„Ich bekam einen Brief von ihm. Er will es mir zurückgeben. Daß er das aus freien Stücken tut, ist ausgeschlossen, nachdem er sich so viel Umstände gemacht hat, es zu bekommen.“

„Wollen Sie es nicht zurückkaufen?“

„Wollen? Meine Absicht war es nicht — es sei denn — und vor allem: Ich kann es auch gar nicht!“

„Nicht?“ fragt Juliane enttäuscht.

„Die Kosten der Einrichtung sind davon bestritten. Teils wissen Sie das schon. Ich hatte auch einen größeren Betrag nach Europa geschickt. Nein — was ich wissen wollte, ist: Sie haben doch nicht etwa persönliche Opfer gebracht, um dies Angebot zu veranlassen?“

„Nein. Das war nicht nötig. Im Gegenteil: Dr. de Hemptin hat die Sache so geregelt, daß es für beide Teile recht und billig ist. Madenzie hat ihm einen Kaufvertrag zu getreuen Händen ausgeliefert. Sich darüber mit meinem Onkel auseinanderzusetzen, wird für Sie keine Schwierigkeiten haben.“

Molitor sieht das Mädchen schweigend an. Juliane, der nachträglich zum Bewußtsein kommt, daß sie zugestanden hat, steigt das Blut in die Wangen. Molitor sieht sie trotzdem weiter an, schüttelt leise den Kopf und lächelt dann. Seine Augen leuchten so tief, daß man meinen könnte, sie seien feucht. „Und nun wollen Sie also abreißen und mich und das Terrain dem weiteren Schicksal überlassen? Ich hätte es kaum zurückgekauft, Fräulein ter Steegen.“

„Das stand Ihnen frei. Aber die Möglichkeit sollten Sie haben. Welches andere Interesse hätte ich daran?“

„Ich verstehe wohl“, sagt Molitor, „und ich danke Ihnen trotzdem.“

„Das ist ganz abwegig. Ich habe nichts des Dankes wegen getan. Ich wollte nur nicht, daß Ihnen auch noch dieses Unrecht geschähe, wenn ich es hindern könnte. Man kann das nicht immer — nicht bei allem; aber doch da, wo einen das Schicksal gewissermaßen vor die Aufgabe stellt.“

„Wiedergutmachen?“ fragt Molitor leise. „Das Terrain wäre das wenigste. Von diesem Gesichtspunkte aus. Aber ich werde es zurückkaufen. Ich werde den nötigen Kredit schon aufbringen, wenn Herr Doktor de Hemptin mir die geschäftlichen Wege weisen will. Ich werde es tun. Ich will es jetzt. Und weiter?“ Er hält inne, steht auf, geht zum Fenster und sieht auf die Straße. „Ich kann es schlecht ausdrücken... Ich will mal so sagen: Mit dem, was Sie getan haben, ist mehr geschehen, als Sie wollten, für mich. Denken Sie mal: Jemand verschenke alles; alles — das Beste, was er hat. Dann ist er arm, nicht wahr, wenn er einseht, daß es umsonst war — ein Irrtum, das Ganze. Schuld hat wohl niemand. Es mußte so sein. Kommt dann ein anderer, ein Mensch, der dem Erniedrigten und Verarmten gibt, was er selbst besitzt, wiedergibt, was verloren war, — ist es dann nicht recht, zu sagen: Wir wollen teilen, wenigstens? Wiedergutmachung auch da — ist sie so aufzufassen?“

Juliane, die mit geknicktem Kopf schweigend und reglos dem Sinn dieser verhaltenen Worte nachgehört hat, antwortet: „Ja.“

Molitor wendet sich, kommt vom Fenster zurück und nimmt ihre Hand. „Ich danke. Sind Sie mir böse, wenn ich jetzt gehe?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Aber morgen darf ich Sie abholen? Sie und Dr. de Hemptin? Wir könnten zusammen hinausfahren, wenn es Ihnen recht ist. Es ist doch ein ziemlich weiter Weg — und nur ein Tag!“

„Vielleicht fahren wir doch erst mit dem übernächsten Dampfer“, meint Juliane. „Wenn Eugen Ihnen hier noch zur Hand gehen kann.“

Als der Wagen am Wohnhaus der Hungerfarm vorfährt, erkennt selbst der Laie, daß hier eine verschönernde Hand frisch am Werk gewesen ist und mit den verfügbaren Mitteln nicht gespart hat, auch nicht mit Farbe. Der Hof ist aufgeräumt und sauber gesegelt, und Ben Parker steht empfangsbereit in der Haustür und schüttelt jedem die Hand, und zwar herzlich, was keine

Kleinigkeit ist. Zerberus und Clever gehen indessen, mit steifen Beinen und verhalten knurrend, umeinander herum, bis der kleine Terrier der Förmlichkeiten überdrüssig wird, die Vorderpfoten auf die Erde streckt und die bernhardinerhafte Dogge anbellt. Damit ist die Freundschaft geschlossen.

„Das ist ja —!“ stammelt Juliane verblüfft, das ungeschlachte Tier betrachtend, das ihre Füße beschmüßelt und dabei freundlich wedelt. „Ist das nicht —?“

„Ein schöner Hund?“ hilft Molitor bereitwillig aus. „Gewiß, das ist Zerberus! Wollen Sie, bitte, eintreten?“

Sie gehen hinein, direkt in das Zimmer, das jahrelang und noch vor kurzem das einzige war. Auch heute stehen die Verbindungstüren offen, so daß ein Blick genügt, um durch alle Räume zu sehen.

„Sehr gemütlich!“ findet Hemptin und reibt sich die Hände. „Noch ganz neu, wie? Als ob Sie einen Innendekorateur dagehabt hätten!“

„Ja“, sagt Molitor, „Parker.“

Juliane erinnert sich der Zeit dieser Anschaffungen und ihres Sinnes. Sie wagt nicht, auch nur mit einem flüchtigen Blick daran zu erinnern.

Später schlägt Molitor einen Ritt durch den Busch vor. Außer Kaspar sind noch Pferde genug da; aber Hemptin und Parker ziehen es vor, bei einer Pseife und schottischem Whisky sitzenzubleiben.

Parker weiß viel von der Gegend, viel vom Bodenbefund des Landes und insbesondere von Molitors Terrain, worüber er gern mit dem belgischen Notar sprechen möchte. Er kommt dessen Wünschen damit entgegen. Parker findet Hemptin außerordentlich nett; weil der den schottischen Whisky zu würdigen weiß und es anderseits zweifellos versteht, geschäftliche Unternehmungen aufzuziehen — eine Fähigkeit, die Molitor abgeht. Hemptin ist schnell im Bilde, daß es sich hier um ein großes Projekt handelt, das durchzuführen sich der Mühe lohnte.

So reiten also die beiden anderen allein.

Gummibäume, Eukalypten, Mangroven, duftende Wattlesträucher. Hoch wölben sich die Kronen uralter Riesenstämme über ihren Köpfen. Eine Unmenge von Vögeln horstet in diesen Dickichten. Molitor kennt sie sämtlich und erklärt alle mit gedämpfter Stimme, zeigt Spuren und Nester von Moorhühnern in den Sümpfen, wilde Enten, sogar Pelikane.

Auf einer Lichtung, märchenhaft von blühenden Gebüschen umschlossen und von wilden Orchideen übersät, halten sie an.

„Wie im Paradies“, sagt Juliane leise und sieht sich um.

„Ja?“ fragt Molitor ebenso. „Gefällt es Ihnen? Das freut mich.“

„Als Gegenstück zu dem, was Sie in harter Arbeit diesem reichem Lande abgenommen haben. Ich danke Ihnen, daß Sie mir auch dieses zeigen. Das andere ist die ernste Wirklichkeit. Dies ist wie Traum und Märchen.“ Sie pflückt aus dem Sattel eine der prächtigen Blüten und reicht sie ihm hin.

Molitor nimmt sie und befestigt sie an seinem Rock. Dabei lächelt er — seit wie langer Zeit? — zum erstenmal tief aus der Seele. Fast schmerzhaft fühlt er den Widerstand weichen, der alle Gesichtsmuskeln in der starren Maske des Schmerzes festgehalten hat. Linderung des verwundeten Gemüts, das eine sanfte Hand berührt. „Ich werde sie zum Andenken bewahren, bis — nun, bis Sie mir vielleicht einmal erlauben, Ihren Besuch auf Rosenpoort zu erwidern.“

„Auf Rosenpoort?“ Was wird nun wohl aus Rosenpoort? Juliane schüttelt den Kopf. „Dafür gebe ich Ihnen lieber etwas anderes.“ Was sie ihm hinhält, ist eine kleine rosa Muschel. „Nehmen Sie sie! Es ist ein Talisman. Ich habe sie immer bei mir getragen seit damals. Das war an dem Tage, wo ich zuerst von Ihnen hörte. Sie wird Ihnen Glück bringen. Wenn man daran horcht, hört man das Meer rauschen. Deshalb habe ich sie mal einem Goldklumpen vorgezogen.“

Molitor läßt die Muschel in seiner Handfläche ruhen und betrachtet sie. Etwas ist in diesen Worten, das seltsam im Herzen widerhallt. „Ich werde Ihnen auch

noch etwas schenken. Nichts Wertvolles. Aber es ist noch von meinem Boot. Das einzige, was ich mitgenommen habe, ehe es versenkt wurde. Ein kleiner Kompaß von der Brücke, wo wir bis zuletzt standen. Wollen Sie ihn haben?“

„Ja“, sagt Juliane, von der tieferen Symbolik dieses Austausches seltener Geschenke fast festerlich berührt. „Und ich werde ihn verwahren, bis Sie Ihr Versprechen einlösen, unser Gast zu sein auf Rosenpoort.“

— Ende. —

Herbstsonne im Park.

Die Schatten schmiegen sich in grüne Eden,
Die von dem Gisch des Springquells leise rauschen,
Platanen ragen über Buchbaumheden,
Vor denen bunte Asten sich verstecken,
Die ihre Farben mit dem Himmel tauschen.

Das Grün des Rasens leuchtet nun schon fahl
Und mahnt mit Behmut an das nahe Sterben.
Der sich den Glanz vom blauen Azur stahl,
Der Reich des Parkes, schillernder Opal,
Will noch um deine Gunst mit Anmut werben.

Und die Fontäne wirft den ganzen Schaum
Des steilen Quells strahlend in die Helle
Des Sonnenlichtes wie in goldnem Traum.
(An der Boskette weitgeschweiftem Raum,
Stirbt schluchzend eine kleine Silberwelle.)

Alfred Hof.

Ein Erlebnis.

Skizze von Joe Drohsen.

Sie saß am Walbrand oben am Berge. Vor ihr dehnte sich weit das Land. Die scharf abgegrenzten Flächen der Felder brachten mit ihren verschiedenen Farbtönen Abwechslung in das Grün der Wiesen und Wälder.

Kein Laut drang aus dem Tal bis hier herauf. Nur das Rauschen der Bäche, die vom Gebirge nieder rannen, das An- und Abschwellen des Windes in den Wäldern klang durch die Stille. Unter der Sonnenglut knisterte leise das Gras. Die Stille machte den Blick ins Land noch grenzenloser. Sie hält die Frau in eine wundervolle Stetigkeit wie in eine Heimat.

Nicht weit von ihr, durch dichtes Tannengebüsch gebückt, sah ein Mann. Er beobachtete sie, seitdem sie sich hier herauf gefunden hatte. Doch war er sorgsam darauf bedacht, sich mit keiner Bewegung an sie zu verraten. Sein verwildertes Aussehen versprach nichts Gutes.

Die Frau ahnte nichts von seiner Gegenwart. Sie genoß die vermeintliche Einsamkeit von ganzem Herzen. Und die Freude formte sich ihr zum Liebe.

Der Vagabund im Gebüsch erhob sich. Die da vorn am Abhang würde es jetzt nicht merken, wenn er sich leise heranschliche. Jeden Busch als Deckung benutzend, kam er der Singenden langsam näher.

Das Lied war zu Ende. Noch einmal ließ des Echo die letzten Töne nachklingen. Sie verschwanden wie ein Lächeln.

Hoch und weiß stieg eine Wolke über den Horizont. Von der Sonne beschienen, türmte sie sich auf, stieg höher und höher, bis sie frei und leuchtend über der Landschaft schwebte.

Die Frau legte sich ins Gras zurück und sah zu, wie die Wolke sich löste und in immer neuer Gestalt wieder zusammenfügte, wie die Luft von Licht und Wärme zitterte. Allmählich wurde die Schauende müde. Sie schloß die Augen. Neben ihr im Grase fingen die Grillen an zu zirpen. War nicht alle Freude des Sommers in diesem Ton beschlossen? Mit einem Lächeln schlief die Frau ein.

Als der Gesang abbrach, hatte sich der Storch wiederum verborgen. Jetzt ließ er alle Vorsicht fahren und trat völlig aus dem Gebüsch hervor. Bald war er nahe hinter der Schlafenden. Die Frau erwachte in jenem Erschrecken, das die Menschen bisweilen anrührt, ohne daß sie wissen, warum es ihnen geschieht. Die Wolke hatte sich breit vor die Sonne gelagert. Das Land lag beschattet. Die Berge standen beinahe drohend im Dunkel ihrer Wälder. Die Frau erhob sich, um zu gehen.

Wie sie sich umwandte, sah sie den Landstreicher. Nun stürzte sie vollends in jenes Erschrecken; erbarmungslos schlug es über ihr zusammen. Es trennte sie von allem Wollen und Wünschen ihres Lebens und verlöschte die Zeit. Sie wollte rufen, aber die Stimme verlagte ihr. Ohne ein Glied rühren zu können, stand sie Auge in Auge mit dem Storch.

Gab es denn nirgends eine Hilfe? — Wie zuvor war es der Frau zum Bewußtsein gekommen, wie verlassen ein Mensch

sein kann. Noch nie hatte sie das Leben geliebt, wie in diesem Augenblick. Schon streckte der Kerl die Hand nach ihr aus.

Da klangen Stimmen. Verengende Kinder traten aus dem Walde, der den Berg vom Tal abgrenzte. Im breiten Dialekt der Gegend riefen sie sich. Mit einem Gluck sprang der Mann in die Tannen. Noch ein Knacken der Zweige, dann war er verschwunden — wie ein Spud. Die Frau sah ihm nach, als erwache sie aus einem bösen Traum.

Ungemeines Glück flammte in ihr hoch. Hatte sie jemals schon solche Freude empfunden? Es durchrüttelte sie wie ein Sturm, ließ sie erglänzen im seligen Wissen: daß sie lebte, lebte! Sie wollte aufstehen, doch die Stimme gebot ihr nicht. Zu groß war ihre Erschütterung. So nahm sie stumm, in überströmendem Dank, das Grünen und Bläuen rundum ans Herz.

Die Sonne hatte die Wolken zerteilt. Wieder lag das Land dem Lichte hingebreitet. Je mehr die Wolke zerrann, wurden auch die Wälder hell. Bald spannte sich der Himmel wieder in ungetrübtem Blau. Wie aus Verzauberung gelöst, fingen die Grillen von neuem zu zirpen an.

Die Kinder hatten sich über den Gang verstreut. Ihre Gesichter leuchteten freundlich zwischen den Büschen. Sie sprachen von allerlei Geschehnissen ihres Alltags, jedes Wort war hier oben deutlich zu verstehen.

Die Frau hörte ihnen zu, als sprächen sie von Rastlichkeiten, die tiefsten Sinn des Lebens in sich schließen. Und dann wanderte sie hinab ins Tal, zurück zu den Menschen. Das Rauschen der Bäche die vom Gebirge nieder rannen, war um sie. Das An- und Ab-schwellen des Windes in den Wäldern begleitete sie. Von neuem eingefügt in den Kreis alles Lebenden, trug sie sich durch den Sommer-tag.

Der im Elendswinkel.

Von Wilhelmine Balthinester.

Der Hias hat vom Großvater und Vater her ein gestiftetes Bretterhäusel und ein paar Meter Erde; ein Stück Wiese, ein Stück Kartoffelader und ein Baum gehören dazu. Sein weiterer Besitz sind zwei Ziegen, ein Hund, eine gute Sonntagsjoppe und eine leere Sparbüchse. Er ist nicht unglücklich, nicht glücklich, er lebt so dahin. Mitunter, in der großen Arbeitszeit, hilft er auf den Großbauernhöfen aus, verdient da und dort ein bißchen Geld, stopft damit ein paar Schuldenlöcher zu, lebt weiter, schlecht und recht. Geheiratet hätte er früher einmal, als er noch jung war, ganz gern; aber es wollte keine zu ihm in den Elendswinkel, wie man das Stück Erde, auf dem er hauste, von jeher nannte. Von allen Bodenbesitzern der ganzen Gemeinde ist er der ärmste. Keiner hat es nötig, Knechtsarbeit zu machen auf fremden Höfen. Man hat ihm oft nahegelegt, das Stück Bettelgrund zu verkaufen und sich überhaupt gänzlich als Knecht fortzubringen, aber er hat immer abgewinkt: „Naa, naa! Da bleib' i schon! Is nit so schlecht dahier!“

Einmal sitzt er gemütlich vor der Haustür auf dem Brett, das er Bank nennt. Kommt einer daher mit einem trummen Knotenstock und einer Ledertasche; es ist der Postbote, der Sterzer. Der war noch nie hier oben. Der Hias hat nie Briefe geschrieben, nie welche bekommen.

„I hoan heunt woas für di!“ sagt der Sterzer und zieht einen großen Brief heraus.

Der Hias will ihn nehmen, aber der Sterzer sagt amtlich: „Unterschreib'n muaszt z'erscht!“

Da kratzt sich der Hias den runden Kopf, schaut den abgenutzten Bleistift, den ihm der Postbote reicht, schen an, nimmt ihn zögernd zwischen die Finger, hält das Stück Papier, das seine Unterschrift tragen soll, aus Haus und malt umständlich seinen Namen. Es dauert so lange, daß der Vogel im Baum unterdessen ein ganzes Lied fertig singen kann. Der Sterzer steckt das Papier ein, folgt den Brief aus und geht. Einen Schnaps für den Weg oder ein Stückl Sped kann man hier oben natürlich nicht bekommen, in dem schäbigen Elendswinkel! Verächtlich schaut er über die Schulter zurück nach dem Hias, der mit dem Brief dastit und ihn eingehend nach allen Seiten dreht und beschaut.

Der Postbote ist schon weit, als der Hias den Brief endlich aufmacht. Er nimmt bedächtig das lange schmale Blatt Papier vor und beginnt zu studieren. Was man von ihm will, versteht er nicht. Wann käme er je zum Lesen? Zeitungen sieht er nie und was anderes Lesbares ist nicht im Häusl, nur ein alter Kalender und ins Türholz eingeschnittener Gruß: „Grüß Gott — tritt ein — bring Glück herein!“

Der Hias faltet den Brief und steckt ihn ein. Er wird nächstens mal den Lehrer fragen, wenn er wieder ins Dorf hinuntergeht. Er schaut weiter in die Luft, gähnt und duselt ein.

Erst nach zwei Wochen kommt er zum Lehrer. „Hoan da a Brief kriagt, schau amal, woas drin steh'n tut!“

Der Lehrer liest. „Du!“ schreit er. „G'erbst haßt!“

„Von wem sullst i denn g'erbst ham?“ fragt ungläubig der Hias.

„No, a Seitenverwandter wohl, an der italienischen Grenz' drunt! Zuberer hoast er, so steht's da. Hast eahm nia' kannt?“

„Naa. Kenn eahm nit. Wird a Irrtum san.“

„Is soa Irrtum nit! Da steht's schwarz auf weiß: g'erbst haßt! Und 's scheint a Hof zu sein, der a Baß'n Geld wert ist! A Glückspilz bist! No? Woas sigt wiar a Stück Holz da? Wann mir dös passieret, i rennet wiar a Narrischer durchs Dorf und juchezet, daß alle schau'n!“

„Is a Irrtum“, behauptet der Hias ruhig und spuckt ein Stückl Tabak aus.

Der Lehrer tritt ganz nahe an ihn heran, tippt ihn an die Stirn: „Hias, hod nit so damisch blöd da! Ma bekäm ordentli Lust, dir aan Krug Wasser überzuschütt'n! Sey' di erscht amal auf d' Eisenbahn und fahr' hin und schau, und frag' beim G'richt! Dann wirscht es scho glaub'n müass'n!“

„Dös kunnst ma mach'n“, erwägt der Hias langsam.

„Alsdann, sei nit so bequem! Lauf!“

Der Hias tut noch etliche gemächliche Züge aus seinem Pfeißl, ehe er sich zu dieser Aufforderung äußert: „Laufst nit davon, der Hof, woas nit mein g'hört! Hab' heunt z' tuan dahoam, d' Hundehütt'n is schlecht, muaszt ausbessern.“

„Bist narrisch!“ sagt der Lehrer geärgert.

Der Hias saugt am Pfeißl, dann steht er auf, sagt: „Auf d' Woch'n, wann i Zeit hab', fahr' i amal. Is es schäd' ums Geld für d' Eisenbahn!“

Eine Woche vergeht.

Eines Abends klappt der Hias, geradeswegs vom Bahnhof kommend, zum Lehrer herein.

„No?“ empfängt ihn der.

„Stimmt scho.“

„Hast also g'erbst?“

„Woll, woll.“

„Und steht da wiar aus Stoan und zeigt la Freud nit?“

„Is mir z' groß, der Hof“, sagt unzufrieden der Hias und rümpft die Nase. „Is a Großbauernhof, lang und breit wiar a Dorf, und a Haus mit fünf Stub'n. Woas mach' i damit?“

„Ans Gute gewöhnt ma sich schnell!“ sagt der Lehrer mit einem Seufzer.

„Is nix für mi, der Hof.“

„No, verkauf' eahm halt! Kauf dir a kloans Hößl; dös Geld, woas bleibst, gibst auf d' Sparfass'n.“

„No ja. B'hüat di Gott! I geh' hoam seh.“

Der Hias geht gleichmütig in seinen vertrauten Elendswinkel hinauf. Der Lehrer steht und schaut ihm nach. Zuerst ist er wütend, dann fängt er zu lachen an, bröhnend zu lachen. Seine Frau kommt herein. „A Trottel is der Hias! Erbt aan Riesenhof und is unzufried'n! I' groß is er eahm!“ ruft der Lehrer und biegt sich vor Lachen. Bis auf die Straße hinaus hört der davonstapfende Hias ihn lachen und wundert sich nicht ein bißchen darüber.

Das ganze Dorf spricht von der Sache. Einige Wochen vergehen. Der Hias unternimmt rein gar nichts. Dann kommt er eines Tages mit seinem Hund und seinen zwei Ziegen zum nächsten Nachbar und bittet, man möge sie ihm ein paar Tage lang betreuen. Die Fragen, die man ihm stellt, beantwortet er nicht und geht davon.

Als er zurückkommt und aus der Eisenbahn klettert, hält er in der rechten Hand ein dickes Säckchen. Er hat sich den Kaufpreis seines Erbhofes in lauter Goldstücken auszahlen lassen; auf Papiergeld gibt er nichts; denn wenn's brennt, verbrennt Papier am allerersten. Mit dem Goldsäckel in der Hand marschiert er durchs ganze Dorf in seinen Elendswinkel hinauf.

Alle warten, was er nun anfangen wird. Man kommt zu ihm und bietet ihm diesen und jenen Hof, der gerade feil ist, an. Er lehnt ab. Immer gespannter warten die Leute. Nichts ereignet sich. Er verändert nichts an seinem Hausstand, nichts an seiner lärglichen Lebensweise. Er bleibt oben sitzen im gestifteten Bretterhäusel, nicht einmal ein neues Dach küßt er ihm über. Und äußerlich bleibt sein Besitz immer der gleiche: Zwei Ziegen, ein Hund, eine Sonntagsjoppe und eine leere Sparbüchse. Zwei Meter tief unter der Erde des winzigen Ziegenstalles vergraben liegt das Geld; das Geld, das ihm so ungewohnt, so völlig wesenfremd ist, daß er es sein Leben lang nicht ausgräbt, sein Leben lang keines von diesen Goldstücken für ein neues Häusel, für eine neue Joppe, für ein Stückl Freude umwechelt. So einer ist er halt, der Hias im Elendswinkel.

Die Tanzsisters.

Von André Polzer.

Sie glühten sich, dank des Coiffeurs und der Natur, so wie zwei Sisters, berühmte Revuestars, sich eben gleichen können. Man erzählte, daß die zerstreute Fanny oft ihre Briefe mit dem Namen ihrer Schwester zeichnete, und Paula sagte lachend einmal, wenn sie die Schwester erblickte, müsse sie stets daran denken, daß sie Paula sei, um zu wissen, daß die andere Fanny ist.

Die Geschwister forderten und bekamen Riesengagen; so besaßen sie schon nach wenigen Jahren ein hübsches Vermögen.

Da geschah es, daß der junge John Smith, Sohn des Chicagoer Konservenkönigs, der zum ersten Male in Paris weilte, sich sterblich in die Geschwister verliebte. Der junge Mann stand vor einem qualvollen Dilemma, konnte er sich doch weder für Paula noch für Fanny entscheiden. Dies um so schwerer, da er selber die Schwestern stets verwechselte, die den jungen Amerikaner „von angenehmem Aussehen“, dessen Vater ein Riesenvermögen besaß, gleich gerne sahen. Da beschloßen sie, daß eine von ihnen sich zurückziehen sollte, um ihrem Verehrer die Wahl zu erleichtern. Doch welche? Das Los mußte entscheiden.

Das Schicksal war Fanny günstig. Der junge Smith sah von nun an höchst selten Paula, und er war bald überzeugt, daß es Fanny war, die er liebte. Er heiratete sie, trotz des anfänglichen Widerstandes seines Vaters. Der alte Smith, überwältigt, stellte lediglich die Bedingung, daß die Schwestern auf ihre Bühnentätigkeit verzichten mußten.

Paula erhielt für diesen Verzicht außer den gemeinsamen Ersparnissen von dem generösen Schwiegervater ihrer Schwester ein halbes Million Dollar und sah mit nicht allzu schwerem Herzen das junge Paar die Reise nach Amerika antreten.

Sie führte in den folgenden zwei Jahren das Leben einer „grande dame“. Die fashionablen Kurorte des Kontinents sahen sie als ständigen Gast. Zügellos überließ sich Paula ihrer Spielleidenschaft. Und so geschah es, daß sie eines Tages mit jähem Schrecken erfuhr, daß ihr Bankkonto völlig erschöpft war.

Sie schrieb an ihre Schwester und schilderte dieser ihre Lage. Die Geschwister hatten sich nach Fannys Verheiratung nicht mehr gesehen. Auch waren die Berichte der in Amerika lebenden Schwester immer seltener und kürzer geworden. Trotzdem half sie sofort. Paula empfing voller Dankbarkeit die große Summe, die Fanny überweisen ließ, und nahm sich vor, vom Spiel abzulassen.

Es blieb bei dem guten Vorsatz; das erhaltene Geld schmolz in Paulas Händen in wenigen Monaten. Noch in drei Fällen erhielt sie von Fanny beträchtliche Summen zugesandt, dann blieben ihre Bitten um Geld unbeantwortet. Erst auf ein dringendes Kabinogramm bekam sie ein kurzes Schreiben. Ihr Schwager teilte darin mit, daß Fanny nicht mehr in seinem Hause weile. Sie sei eines Tages ohne Abschied verschwunden und mit ihr auch Mr. Smiths Chauffeur. Und der betrogene und tiefgekränkte Ehemann war nicht willens, die leichtsinnige Schwester seiner treulosen Gattin weiter zu unterstützen.

Paula befand sich in einer unerquicklichen Lage. Sie war ohne Geld, der größte Teil ihres reichen Schmudes schon längst verkauft und sie selbst von Gläubigern gedrängt. Sie versuchte es erneut mit der Bühne, allein ihr Name war inzwischen, wenn nicht vergessen, so doch nicht mehr von dem populären Klang wie einst. Auch fehlte die Partnerin mit der verblüffenden Ähnlichkeit, die ein nicht unwesentlicher Teil der früheren Erfolge der Geschwister war. Von Fanny hatte sie noch keine Nachricht erhalten. Da beschloß sie, selbst nach Amerika zu reisen und die Schwester aufzusuchen. Die berühmten Barney-Sisters sollten wieder auferstehen.

Drei Monate waren vergangen seit Fannys Verschwinden aus dem Hause ihres Gatten. Da klingelte eines Nachmittags, im selben Augenblick, da das Auto des Hausherrn vor dem Tor hielt, eine Dame an der Tür des prächtigen Palais, das Mr. Smith bewohnte. Die Besucherin wandte sich um und der Aussteigende erkannte seine Frau.

Wortlos standen sie sich gegenüber, dann knurrte der Gatte böse: „Sie wagen es, Madame, nach dem Geschehenen mein Haus zu betreten?“

Verlegen lächelte die junge Frau, bis sie antwortete: „Sie irren sich, John, ich bin Paula, Ihre Schwägerin.“ Die Stirn des jungen Smith glättete sich.

„Treten Sie ein, Paula“, sagte er und schloß die Tür auf. Sie sahen sich in der folgenden Zeit oft. Und bald wußte John Smith zu entdecken, daß es stets Paula gewesen war, die er liebte. Nur ihre Zurückhaltung damals in Paris bewog ihn, die Schwester zu heiraten.

Dem Sohn und Nachfolger des allmächtigen Konservenkönigs — der alte Smith war vor einem Jahr gestorben — bereitete es nicht allzu große Schwierigkeiten, die Scheidung von seiner treulosen Gattin zu erzielen, trotzdem Fanny unauffindbar blieb. Und John heiratete sein Schwägerin.

Das neuvermählte Paar unternahm eine lange Hochzeitsreise. Und der junge Smith wunderte sich von Tag zu Tag mehr, in welchem Maße Paula ihrer Schwester gleich, selbst in ihren kleinsten Gewohnheiten.

Es war kurz nach ihrer Heimkehr, die Hausherrin war eben im Begriff, auszugehen, als ein sichtlich verwirrter Diener — Mr. Smith hatte bei seiner zweiten Verheiratung die gesamte Dienerschaft des Hauses erneuert — den Besuch einer Dame meldete. Die Bestürzung des Palais war verständlich, denn die Besucherin war das genaue Ebenbild seiner Herrin.

„Du?“ schrie erschrocken Mrs. Smith auf, als sie die Eintretende erblickte.

„Ja, ich!“ rief die Besucherin. „Daß ich dich nun endlich finde. Aber wie hätte ich es vermuten können, dich hier zu treffen...“ Die Geschwister hatten eine lange Unterredung, dann verließ die Besucherin eilig das Heim ihrer Schwester.

Sie reiste zwei Tage später mit einem großen Dampfer nach Europa, Luxuskabine und mit Geld reichlich versehen und mit der Gewißheit, an jedem Ersten einen hübschen Scheck aus Amerika zu erhalten.

Mr. Smith erfuhr nie von diesem Besuch, ebenso wenig, daß er zweimal Fanny geheiratet hatte.

Welt u. Wissen

* Die ewige Wiederkehr der Feder. Der Federfahnenführer, der jetzt nach einiger Zeit der Verbannung in der weiblichen Toilette wieder so reichlich auftritt, ist wohl die älteste Zierde der Menschheit. Mindestens ist er so alt wie der Pelz, aber von den Naturvölkern viel häufiger verwendet worden, da sich das bunte Gefieder der Vogelwelt viel auffälliger dem Menschen darbietet und leichter zu erlangen ist. Der Federfahnenführer wurde nicht nur das Kriegszeichen der Männer, sondern auch das Bruttogewand der Frauen, und viele Museen besitzen großartige Kunstwerke, die aus Federn gearbeitet sind. Die Kulturnationen ließen sich diesen Schmud ebenfalls nicht entgehen; er war bei den alten Ägyptern sehr geschätzt, und die Römerinnen wandten sich bunte Federn ins Haar und ließen sich mit riesigen Federbüscheln kühnlich zuweheln. Infolge dieser uralten Sitte hat sich die Feder in der Nationaltracht mancher Völker erhalten. Der Tiroler trägt die Spielhahn-Feder auf seinem Hut, der Schotte schmückt sich mit der Adlerfeder, der Kalabrese hat die Frauenfeder zu seinem Abzeichen erwählt, und der Reiterputz galt bei Polen und Ungarn lange Zeit als Abzeichen des Adels. Die Janitscharen des türkischen Sultans trugen an ihrer Kopfbedeckung rosenrote Federn, die bis zum Bein herabreichten. Besonders verbreitet war der Federfahnenführer in Spanien, und bei festlichen Gelegenheiten schmückten sich die Schönen von Madrid und Sevilla mit kostbaren Federn, die durch eine Brillantnadel in Gestalt eines kleinen Vogels auf den schwarzen Locken befestigt sind. In die Weltmode gelangte der Federfahnenführer von Frankreich aus. Die lange weiße Feder, die vom Helm König Heinrich IV. herabwachte und sein Erkennungszeichen in der Schlacht war, wurde dann zu einem weit verbreiteten Schmud, und die Feder erhielt sich nicht nur in der Tracht der Jäger sondern auch der Soldaten. Die rote Feder auf dem Hut Wallensteins trug viel zu der abergläubischen Scheu bei, die den Heerführer umwob. In der Damenmode fand die Feder hauptsächlich Verwendung als Kopfpuz und Hutschmud. Unzählige Federarten wurden so auf den Flügeln der Mode der Frauenwelt zugetragen und am prächtigsten wirkten neben dem majestätischen Reiterputz die kostbaren Straußen- und Marabufedern. Man verarbeitete die Federn zum Kleiderbesatz und bevorzugte hier die flaumige Weiße des Schwans. Auch Federboas hielten ihren Einzug. In neuerer Zeit haben die Tiersehnervereine gegen den rücksichtslosen Vogel-mord, der damit verknüpft war, Einspruch erhoben, und man darf hoffen, daß die neue Federmode sich nicht gerade die Zierde der seltensten Vögel auswählen wird.